

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

249 (26.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderwelt und Wissen

Der Zauberer der Töne

Zum 150. Geburtstag Paganinis am 27. Oktober

„Stattens berühmtester Violinist, der Ritter Nicolo Paganini, wird dem tunsinnigen Paris seine Leistungen vorgeführt.“ So verkündeten Plakate schon mehrere Wochen vor dem geplanten Konzert. Der Ruhm seines Namens und eine außerordentlich ausgenutzte Reklame hatten den großen Virtuosen voraus, während er selbst noch still und zurückgezogen in Baden-Baden weilte, um Heilung oder wenigstens Linderung von seinem schweren Halsleiden zu suchen. In Paris aber rief man sich bereits um die Eintrittskarten, obwohl die Preise bis auf die dreifache Höhe des Lieblichen hinaufgeschraubt waren.

Am Konzertabend war der große Saal des Opernhauses überfüllt. Eng aneinandergepreßt saßen und standen die Besucher. Wie eine elektrische Spannung lag die sensationelle Darbietung, die sie heute erleben sollten, den Zuhörern bereits im Blute. Alles war erregt. Unbekannte sprachen zusammen wie alte Freunde, und nur ein einziger Name wurde unaufhörlich ausgetaucht: Paganini.

„Es ist kein Mensch, sondern der Teufel selbst, glauben Sie es mir!“ Ein junger Musiker mit tiefstehenden, dunklen Augen redete beharrlich auf seinen Nachbarn ein. „Ach, bin selbst Violinist; ich weiß, was man aus dem Instrument herausholen kann. Aber was Paganini bietet, ist keine menschliche Kunst mehr, sondern Teufelswerk.“ Ein Ehepaar, das vor dem Sprecher saß, wandte sich lebhaft um: „Ein Freund meines Mannes, der Paganini in Wien gehört, hat uns das gleiche erzählt“, sagte die Dame halblaut. „Er behauptet sogar, er habe den Teufel selbständig neben ihm sitzen sehen, wie er ihm die Hand führte.“ „... fügte der Herr hinzu. — „Aber meine Herrschaften, wir sind doch nicht mehr im Mittelalter“, ließ sich nun eine behagliche Stimme vernehmen. „Wer glaubt denn im aufgeklärten Paris noch an den Teufel? Nein, nein, die Sache ist ganz anders. Paganinis Können hat einen anderen Grund. Der Meister hat nämlich in seiner Jugend mal irgendwas erlebt — mon Dieu, wie waren alle nicht besser —, und in den Jahren, als er wegen irgendeines tollen Streiches eingesperrt war, hat er Tag und Nacht auf der Violine geübt, und...“ „Ach, weiß, warum er im Gefängnis geübt hat“, unterbrach den Sprecher eine durchdringende, nervöse Stimme. „Als junger Mensch hat er seine Geliebte ermordet!“ — „Und ihre Darme hat er zu Säiten für seine Violine verarbeitet“, fügte eine rundliche Dame hinzu, indem sie beide Hände an den Mund legte, mit zitternder Fingerspitze, die das Gesagte ihrer Erzählung nach verstärkte. Einige junge Mädchen schrien vor Entsetzen laut auf. „Nimmst du aber ganz durch die vorderen Reihen des Saales eine starke Bewegung. Alles sprang von den Plätzen auf und reichte die Hände. Donnernder Applaus setzte ein. Paganini war eingetreten.

Eine lange, hagere, dürrer Gestalt, um deren Gliedmaßen die Kleider schlatterten. Ein schmales, leichenblaues Gesicht mit glühenden, schwarzen Augen. Er verbeugte sich mit selbstamen, noch nie gesehenen Biedererentungen, hob die Arme zum Himmel und dann wieder zur Erde. Sein Gesicht aber stand in seltsamem Gegensatz zu diesen Be-

wegungen eines Clowns. Er war von einem ungeheuren, grauenhaften Ernst, einer farrnen Berzweigung überhäuft, die den Konzertbesuchern das Breden im Munde ersticken ließ. Es wurde totensstill im Saale.

Paganini setzte langsam die Geige an die Schulter. Er spielte ein virtuos aufgebautes Konzert mit glänzenden Doppelgriffen und Springen von der Tiefe bis zur Höhe, mit rasenden Trillern, die er mit dem kleinen Finger mühelos bewältigte. Nahezu fest lag der rechte Arm am Körper; nur das stark getrümmte Handgelenk bewegte sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Bei einer Stelle kreierte er mit drei Fingern der linken Hand den Bass, während die rechte Hand eine wunderbar süße Kantilene sang. Wie eine fliegende, weiche Menschenstimme klang die Geige. Dann folgten Flageolettöne, wie man sie noch nie gehört hatte, in Doppelgriffen der Terz, der Sexte, der Oktave, und endlich ein hartes, zitterndes Vibrato, das den Zuhörern Tränen entlockte. Aber der schwarze Herzmelker konnte noch viel mehr. Er spielte natürliche Töne mit Flageolettönen in Oktave zusammen, er schlug auf die Geige und peitschte sie wie ein ungehöriges Tier, er entzog ihr Nachahmungen tierischer Laute, Schmerzschreie, daß den Zuhörern kalter Schauer über den Rücken liefen. Er stimmte ein höllengelächter

auf der Violine an, unterbrach es durch wilde, schrille, verzweifelte Dissonanzen, um endlich in ein Seufzen auszufallen, das wie der Todesatem einer armen, gealterten Seele klang. Wie erstarrt saßen die Zuhörer, als er geendet hatte. Dann aber brach ein Beifall los, wie man ihn in Paris noch nie gehört hatte. Alles tobte, schrie, jubelte, meinte, schluchzte, applaudierte durcheinander. Junge Mädchen stürzten auf die Bühne und warfen sich dem Künstler zu Füßen, Musikstudenten überschütteten ihn mit einem Meer von Blumen. „Es lebe Paganini, der Unvergleichliche!“ tönten die Rufe. „Paganini soll leben, der größte Geiger der Welt!“ —

Ein Jahrzehnt später glitt ein Schiff durch das blaue Mittelmeer an der Küste der Riviera entlang von Nizza nach Neapel. Um den blumengeschmückten, lichtumstrahlten Sarg, der auf dem Vorderdeck aufgebahrt war, stand eine kleine Gruppe von Menschen. Gerni, Paganinis bester Freund, hatte den Arm um den Sohn des Verstorbenen gelegt. „In den drei Jahren, seitdem Paganini tot ist, habe ich dich nicht so verzweifelt und schlungslos gesehen wie heute, Achille“, sagte er. Der achtzehnjährige wandte ihm sein tränenüberströmtes Gesicht zu und drückte

ihm die Hand. „Du ahnst nicht, wie mich diese Fahrt erschüttert“, sagte er leise. „Seit drei Jahren kämpfe ich nun darum, daß man ihm ein ruhiges Fleckchen Erde gewährt. Bis zum Papste mußte ich gehen, um das Verbot des Bischofs endlich aufzuheben. Und noch immer wollen die Gerüchte nicht verstummen. Bei der Abfahrt aus Nizza behauptete ein Träger, er habe Stöhnen aus dem Sarge gehört, und ein anderer erzählte, eine geheimnisvolle Hand streiche nachts die Violine. Das sei der Teufel, der sich der Seele Paganinis bemächtigt habe. Nun soll er endlich in Genua bestattet werden. Aber eine Ahnung sag mir, daß er auch dort nicht lange ruhen wird. Man wird ihn weiter hegen.“

Gerni antwortete nicht. Er blickte hinüber nach dem dämmernden Halbdunkel der Küste, aus dem einzelne helle Lichter, die ersten Anzeichen des Ganges von Genua, aufleuchteten. Tiefblau und ohne Regung lag das Meer. Die beiden Schweftern Paganinis knieten leise zu Füßen des Sarges nieder und beteten.

Endlich wandte sich Gerni wieder Achille Paganini zu. „Und doch ist sein Leben und sein Tod für mich eine Einseitigkeit“, sagte er verjöhnt. „Selbst das, was Aberglaube und Furcht, Fanatismus und Haß von ihm erzählt, sind Züge seines Bildes, wie ich es sehe. Dieser Freigeist, der auf die Segnungen der Kirche verzichtete, dieses Genie, dieser Hegenmeister und Zauberer der Töne, wo kann seine Heimat sein, wenn nicht überall und nirgendwo zugleich? Gott und Teufel in einer Person, der die Mächte des Himmels und der Hölle in seiner Kunst zu einer Einheit zusammenschloß — das ist für mich Nicolo Paganini.“ Else Möbs.

Eine Königs-laune vor fünfzig Jahren

Fünfzig Jahre ist es her, daß der schmerzliche Bagerntönig Ludwig unter dem Namen Saering mit dem damals schon höchst berühmten Schauspielers Joseph Kainz in die Schweiz reiste, um auf dem schmalen See Schillers „Wilhelm Tell“ auf geschicklichem Boden zu erleben. Hingeworfen von der Sprachgewalt und Jugendkraft des Schauspielers, hatte sich der König zu dessen Gönner gemacht, und Kainz erlang in jeder Beziehung für die Kunst die von Melandipoli distanzieren Launen seines Fürsten.

Bei dem Schweizer Buchhändler Benziger fand die kleine Reisegesellschaft ein angenehmes Heim. Doch gleich in der ersten Nacht mußte Kainz mit zum Ritt hinauf, wo er, von brennenden Fackeln umgeben, den herrlichen Glanz seiner Stimme an eine rauhe, windige Nacht verschleudern mußte, während der König, tobnüde und etwas enttäuscht, sich des Schlafes kaum erwehren konnte.

Bekanntlich hatte Schiller die Schweiz nie gesehen. Für das, was seiner dichterischen Phantasie vorgezeichnete hatte, gab es keine entsprechende Wirklichkeit. Infolgedessen hatten alle Wege andere Abmessungen als im Schauspiel, und niemals wäre eine Darstellung der einzelnen Szenen auf dem geschichtlichen Boden überhaupt zu ermöglichen gewesen. Doch der König wollte die Wirklichkeit des Dramas, und Kainz erhielt den Befehl, den Weg tatsächlich zu durchmessen, den Schiller in der Rittszene beschrieben hat: von

Walter Fürsts Haus in Altorf über den Suremenpösch nach Engelberg und nächsten Tages von da über den Jochpösch nach Melchthal, wo ihn der König erwarten wollte.

Der Förster Achmann führte den Künstler, und seiner Erzählung verdanken wir die Kenntnis dieses Vorgangs. In der brennenden Julihitze zwischen schimmernden Schneefelsen trat bei Kainz schon große Erschöpfung ein. Die Haut löste sich ihm von den Füssen, die solche Strapazen nicht gewohnt waren, und erst nach zwölftägigem Marsch kamen sie in Engelberg an. Kainz übermüdet sank Kainz, der den Melchthal spielen sollte, ins Bett, und Achmann konnte ihn auch am nächsten Morgen nicht wecken. Als Kainz um elf Uhr endlich wach geworden war, stieg eine gesunde Wut in ihm auf. Er nahm einen Wagen nach Stansstad und fuhr von dort mit dem Dampfer nach Buochs.

Inzwischen wartete der König in Melchthal und malte sich aus, welche Wirkung die Tatsache ausüben würde, daß ein Mann, der wirklich die vom Dichter angegebene Reife hinter sich hatte, daß kein Telephon im Hause war. Und wieder dachte er nach, ob er nicht doch Fräulein Clarence wecken sollte: einen furchtverwirrten Augenblick lang dachte er sogar daran, sich ganz still aus dem Staube zu machen und seine Hände in Unschuld zu wäuschen — aber nein, beides wäre zu gemein, er schlug es sich aus dem Kopf. So blieb ihm denn nichts übrig, als geduldig im Hause zu warten, bis sich etwas ereignen würde. Eine verzweifelte Lage. Er konnte den Gedanken kaum ertragen, daß er nun in einem Hause mit einem schlafenden jungen Frauenperson Stunden um Stunden warten und warten sollte. Nein, sicherlich, seine verlorbene Großtante hätte das nicht gebilligt.

Er griff statt dessen behutsam nach ihrer Eiderdaunendecke, breitete sie aus und legte sie mit unendlicher Sorgfalt auf das Mädchen. Und fragte sich dabei gar nicht, weshalb er das tat. Sie zum Fenster hinaussehen oder auf die Straße gehen, um jemand zu bitten, daß er einen Arzt schicken möge? Er ermoog es lange, ließ aber den Gedanken fallen. Er hatte allen Grund, anzunehmen, daß Fräulein Clarence die Sache nicht gern allzu bekannt werden lassen wollte — und auf diese Weise mußte es doch am sichersten in die Deffentlichkeit dringen. Nach einer kurzen Entdeckungsreise war er sicher, daß kein Telephon im Hause war. Und wieder dachte er nach, ob er nicht doch Fräulein Clarence wecken sollte: einen furchtverwirrten Augenblick lang dachte er sogar daran, sich ganz still aus dem Staube zu machen und seine Hände in Unschuld zu wäuschen — aber nein, beides wäre zu gemein, er schlug es sich aus dem Kopf. So blieb ihm denn nichts übrig, als geduldig im Hause zu warten, bis sich etwas ereignen würde. Eine verzweifelte Lage. Er konnte den Gedanken kaum ertragen, daß er nun in einem Hause mit einem schlafenden jungen Frauenperson Stunden um Stunden warten und warten sollte. Nein, sicherlich, seine verlorbene Großtante hätte das nicht gebilligt.

Er ging wieder zurück in Herrn Clares Zimmer. Es war jetzt ganz dunkel, aber das Zimmer lag nach der Straße und wurde ein wenig durch die Laterne draußen beleuchtet. Sein Patient warf sich immer noch unruhig hin und her, die Arme hatte er frei, die Finger zupften an der Steppdecke, und so murmelte er unaufhörlich etwas vor sich hin. Harold setzte sich bedächtig in einen Stuhl in der Ecke des Zimmers, um dort zu warten.

den Ruheigen zu spielen, aber in Brunnen wieder abgesetzt, weil auch die Schönheit des Alphorns nur in der Phantasie des Dichters bestanden hätte; in Wirklichkeit klang es abschreckend.

Die Stille der Nacht war wie Kainz, der neben dem König vorn auf dem Deck saß, in unwillkürlichen Schlaf. Sein Kopf sank ihm auf die Brust, und bald hörte der König rasselnde Schnarchtöne. So aus der Stimmung gerissen, wurde der König schlechter Laune, ließ aber doch nicht von seinem Vorhaben ab, sondern besah, die Rittszene darzustellen. Wieder wurden die Fackeln entzündet, doch Kainz hatte immer noch nicht ausgeschlafen; er lag, in eine Decke gewickelt, auf der Wiese und schlief. Der König besah, Kainz zu wecken, und der Schauspieler sollte nun die Melchthalzene sprechen. Doch Kainz entschuldigte sich, er räumte sein Organ, er mache sich für alle Seiten kaputt, wenn er jetzt spreche, — der König tobte, doch seinen Willen konnte er nun nicht mehr durchsetzen.

Am nächsten Tage wurde die Rückreise befohlen. Von da ab rückte sich der König, indem er Kainz überall für einen Schwerkranken erklärte und dadurch verhinderte, daß Kainz wieder auftreten konnte. Die Folge war der Zusammenbruch des Künstlers, und erst danach entließ ihn der König und kümmerte sich nicht mehr um Kainzens später wieder aufgehenden, unergleichlichen Stern.

Herrn Clares Gemurmel war von einer hartnäckigen Monotonie, wurde aber schwächer und schwächer. Seine konvulsivischen Zuckungen ließen nach.

Am Witternacht kam nur noch ein unsäglich leises Flüstern von Herrn Clares Rippen, und es zuckten nur noch seine Finger. Das eintönige zischende Geflüster übte die erwartete Wirkung auf Harolds schlaftrüben Person aus. Er nickte in seinem Stuhl ein, erwachte und nickte wieder ein. Mit einer ihm selbst ganz unbewußten Bewegung rückte er sich bequemer in seinem Stuhl zurecht, der Kopf lag an der Lehne. Er war weder an späte Nachtstunden, noch an wilde Aufregungen gewöhnt und war gänzlich erschöpft. Er schlief. Er träumte in wirrem Durcheinander von fliegenden Wäschstücken und toten Schneeden.

Viertes Kapitel.

Freitag.

Er erwachte mit einem Ruck und einem erstickten Schrei und blickte verwirrt und gebendet in das Sonnenlicht, das das Zimmer durchflutete. Fräulein Clarence stand neben ihm, ihre Hand lag immer noch auf seiner Schulter. Sie legte den Finger an die Lippen, lächelte und wies auf das Bett. Harold stellte sich auf die Beine — oh, wie steif und verkrampft alles an ihm war! — und sah hinüber. Herr Clarence lag in tiefem Schlaf mit weit gespreizten Gliedern auf dem Bett. Für Harolds ungetrübten Auge machte er einen ziemlich normalen Eindruck. Wenn er nur nicht so ungeheuerlich gelächelt hätte!

Harold folgte Fräulein Clarence aus dem Zimmer, auf dem Treppenabsatz hielten sie eine Beratung ab.

(Fortsetzung folgt.)

Die verheiratete Witwe

ROMAN von C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Kaar Nachf. Verlag, Berlin.

(7. Fortsetzung.)

Er trock ins Bett zurück und Harold zog die Decke wieder über ihn. Seine irrenden Gedanken schienen plötzlich neue Wege zu gehen. Herr Clarence lag auf dem Rücken, seine Hände zupften an der Steppdecke; so weit seine verzerrten Züge überhaupt etwas ausdrücken konnten, schien er plötzlich mit etwas vollkommen anderem beschäftigt. Harold ging auf den Zehnen wieder zurück in Marjories Schlafzimmer. Sie war fest eingeschlafen.

Harold beugte sich still über sie, und sie rührte sich nicht. Er ging so geräuschlos wie möglich im Zimmer hin und her. Er war nervös, wußte nicht, was er tun sollte. Da fiel ihm ein offenes Buch auf dem Nachttisch ins Auge. Es war ein medizinisches Hausbuch, aufgeschlagen auf der Seite, die von Delirium tremens handelte. Fünf Zeilen und die ganze folgende Seite handelten davon. Also genau das, was Harold jetzt brauchte. Er ging mit dem Buch an das Fenster und vertiefte sich aufmerksam in den Artikel.

Kaum hatte er begonnen, als ein Murmel von Herrn Clarence an sein Ohr drang. Mit dem Buch in der Hand eilte er ins Nebenzimmer. Kein Grund zur Beforgnis. Herr Clarence war noch im Bett, murmelte nur allerhand verrücktes Zeug vor sich hin. Harold zog sich zurück und fuhr fort zu lesen. Der Artikel über Delirium tremens war auffallend gut, ganz anders, als sonst solche Vaidenartikel in medizinischen Handbüchern zu sein pflegen. Der Verdacht lag nahe, daß Delirium tremens entweder das engere

Studium oder die Lieblingspezialität des Autors sein mochte. Er beschrieb die näheren Symptome, und Harold stellte fest, daß kein einziges bei Herrn Clarence ausgedrückt war. Zittern, Zucken und Stimmeln — ja natürlich, Symptome, die schon drei Tage vor dem Unfall aufzutreten pflegen — ach, du lieber Himmel! Sollte Fräulein Clarence sich schon drei Tage um ihn gekümmert haben? So wie sie jetzt schlief, höchstwahrscheinlich. Für gewöhnlich Halluzinationen — Halluzinationen, die mit Reptilien oder Insekten zusammenhängen. Also mit anderen Worten Herrn Clares tote Schneeden, Gemalt, Getobe, gelegentlich Ausbrüche von wahnwinniger Körperkraft. Ganz richtig, dachte Harold. Manchmal auch Selbstmordversuche. Harold, dessen Auge sich bei der Rettung von Herrn Clarence fest geschlossen hatte, stimmte auch hier bei. Wiftrauen und rasstlose Unruhe, solange die maniatatischen Symptome ausbleiben. Stimmt vollkommen. Harold lugte durch die Türspalte, um sich zu versichern, daß Herr Clarence noch im Bette sei. Für gewöhnlich endet ein Unfall mit Erschöpfung und Kräfteverfall. Harold hoffte, dies würde auch hier der Fall sein. Jedenfalls sah es ganz danach aus.

Als er mit dem Artikel fertig war, bemerkte er, daß es schon rasch finster wurde. Er fuhr zusammen, als er mit einem Blick auf seine Uhr sah, daß es schon neun vorbei war. Und wieder wurde er besorgt und unruhig. Was, um's Himmels willen, soll ich nur tun? fragte er sich. Eine Frage, die er nicht zu beantworten wußte. Nach dem Arzt schicken? Das sollte er wohl — aber wie? Er konnte das schlafende Fräulein Clarence doch nicht mit dem gräßlichen Irren in einem Haus allein lassen. Sie aufzuwecken? Auf den Zehnen schlich er an ihr Bett, betrachtete verflohen ihr blütenzartes Gesicht in Halbdunkel. Nein, das konnte er nicht.